

dtv

Einen Artikel über die Geschichte der Kartoffel soll er schreiben – und entsprechendes Material vermutet der Erzähler aus München in Berlin. Drei tolle Tage und Nächte warten hier auf ihn – um die Mittsommernacht, als Christo den Reichstag verhüllt. Von West nach Ost, quer durch alle Schichten und Szenen führen ihn seine Recherchen, mit Tuaregs und Technomädchen, Waffenhändlern und Friseuren kommt er in Verbindung und gerät in eine aberwitzige Folge von Verwicklungen und Abenteuern. »Wirklich ein Glücksfall, diese ›Johannisnacht‹ mit ihren unbeschwert-intelligenten Reflexionen über das deutsche Wesen, die genau den Witz und erotischen Biß aufweisen, den man bei deutschen Literaten so selten antrifft.« (Thomas Linden in der ›Kölnischen Rundschau‹)

Uwe Timm wurde am 30. März 1940 in Hamburg geboren. Er studierte Philosophie und Germanistik in München und Paris. Seit 1971 lebt er als freier Schriftsteller in München. Weitere Werke u. a.: ›Heißer Sommer‹ (1974), ›Morenga‹ (1978), ›Kerbels Flucht‹ (1980), ›Der Schlangenbaum‹ (1986), ›Kopfjäger‹ (1991), ›Die Entdeckung der Currywurst‹ (1993), ›Rot‹ (2001), ›Am Beispiel meines Bruders‹ (2003), ›Der Freund und der Fremde‹ (2005), ›Halbschatten‹ (2008), ›Freitisch‹ (2011), ›Vogelweide‹ (2013).

Uwe Timm
Johannisnacht

Roman

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher**
www.dtv.de



Vom Autor neu durchgesehene Ausgabe 1998
15. Auflage 2017
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© 1996 Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagfoto: 1998 Beate Brosche/FOCUS, Hamburg
Gesetzt aus der Stempel Garamond 10,5/12 (WinWord 6.0)
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-12592-5

Swift as a shadow, short as any dream,
Brief as the lightning in the collied night,
That, in a spleen, unfolds both heaven and earth,
And, ere a man hath power to say »Behold!«,
The jaws of darkness do devour it up:
So quick bright things come to confusion.

William Shakespeare, Midsummer Night's Dream

I

Napoleons Feldbett

Die Geschichte beginnt genaugenommen damit, daß ich keinen Anfang finden konnte. Ich saß am Schreibtisch und grübelte, lief durch die Stadt, fing wieder das Rauchen an, Zigarren, in der Hoffnung, so, eingehüllt in den Rauch, würde mir der richtige, ganz und gar notwendige Anfang für eine Geschichte einfallen. Es half nichts, ich kam nicht ins Schreiben, dieser erste, alles entscheidende Satz wollte sich einfach nicht einstellen. Nachts stand ich am Fenster und beobachtete eine Frau im gegenüberliegenden Haus, die dort vor kurzem eingezogen war und ihre Männerbesuche in der hellerleuchteten Wohnung empfing. Ich versuchte, auch darüber zu schreiben: Ein Mann, der eine Frau beobachtet, von der er annimmt, sie wisse, daß er sie beobachtet. Aber nach wenigen Seiten brach ich die Arbeit wieder ab. Ich fuhr in ein Nordseebad und lief im Aprilsturm am Strand entlang, den Kopf angefüllt mit dem Brausen der Brandung, dem Kreischen der Möwen und den Klagen des Hotelbesitzers, dessen einziger Gast ich war. Nach vier Tagen flüchtete ich wieder an meinen Schreibtisch. Ich hatte mir ein Schachprogramm gekauft und spielte am Notebook die Partien der letzten Weltmeisterschaft von Kasparow nach. Am vierten Tag – ich war immer noch nicht über die Eröffnungszüge der ersten Partie hinaus – klingelte nachmittags das Telefon. Der Redakteur einer Zeitschrift fragte mich, ob ich nicht Lust hätte, etwas über die Kartoffel zu schreiben: Peru-Preußen-Connection. Die Kartoffel und die deutsche Mentalität. Und natürlich persönliche Kartoff-

felvorlieben. Rezepte. Bratkartoffelverhältnisse. Er lachte. Sie interessieren sich doch für Alltagsgeschichten. Elf bis zwölf Seiten, da können Sie ausholen.

Ich sagte, ich sei momentan in eine andere Arbeit vertieft und hätte daher keine Zeit. Tatsächlich grübelte ich gerade über eine Schachvariante, die den sonderbaren Namen »der Baum« trug. Nach dem Anruf versuchte ich, mich wieder auf die Partie zu konzentrieren, mußte aber an einen Onkel denken. Dieser Onkel Heinz konnte nämlich Kartoffelsorten schmecken, und zwar auch dann, wenn sie schon gekocht oder gebraten waren. Im Sterben hatte er, nach tagelangem Schweigen, etwas Merkwürdiges gesagt: Roter Baum. Niemand wußte, was er damit gemeint haben könnte. Meine Mutter vermutete, es sei eine Kartoffelsorte. In der Familie, zumindest bei meinem Vater, galt der Onkel als faul, ein Drückheberger und Versager, der sein Leben rauchend auf dem Kanapee verbrachte. Das ist denn auch in meiner Erinnerung das deutlichste Bild: Onkel Heinz liegt in der Küche auf einem Sofa, den Kopf, durch ein Kissen abgepolstert, auf der Armlehne. Er raucht. Er konnte wunderbare Kringel rauchen. Wenn ich ihn darum bat, hauchte er eine Kette von drei Kringeln. An einem Sonntag, kurz nach dem Krieg, waren er und Tante Hilde bei uns eingeladen. Mein Vater hatte beim Bauern Kartoffeln gehamstert. Und meine Mutter machte jetzt Bratkartoffeln. Der Tisch war gedeckt mit dem restlichen Silber, das noch nicht beim Bauern gegen Lebensmittel getauscht worden war. Alle saßen und warteten. Es duftete nach gebratenen Zwiebeln, sogar nach Speck, denn meine Mutter hatte die Pfanne mit einer Speckschwarte ausgewischt. Es war ein Festessen, auch Frau Scholle und Frau Söhrensen, bei denen wir damals einquartiert waren, saßen am Tisch. Onkel Heinz bekam als erster ein,

zwei Bratkartoffeln auf den Teller geschoben. Er kaute vorsichtig, schmeckte, ein Schmecken, wie man es von Weintrinkern kennt, eine sanfte Bewegung des leicht geöffneten Mundes, ein nach innen gerichtetes Horchen. Er zögerte, wiegte den Kopf, nachdenklich, regelrecht grüblerisch, also bekam er noch zwei Scheiben auf den Teller. Nochmals die feinen Kaubewegungen. Der Vater fragte ungeduldig: Na?

Der Onkel schluckte, bedächtig, und dann, nach einem kleinen Zögern, sagte er: Das ist die Fürstenkrone!

Bravo! rief der Vater, und alle klatschten. Wir konnten endlich essen, es waren eben nicht nur Bratkartoffeln, sondern es war die gebratene Fürstenkrone. Wunderbar schmeckten sie. Aber wonach? Wenn ich den Onkel fragte, sagte er nur: Tja, dafür gibts eben keine Worte.

Roter Baum. Merkwürdig, was dem Sterbenden durch den Kopf gegangen war, kurz bevor sein Bewußtsein verlöschte.

Vielleicht, dachte ich, ist es gar nicht so schlecht, einmal eine Auftragsarbeit anzunehmen, schon um etwas Distanz zu sich selbst und zu dieser Geschichte zu bekommen, die keinen Anfang finden wollte. Das Honorar konnte ich gut gebrauchen, und auch die Eröffnungszüge von Kasparow hatten schon einiges von ihrem Reiz verloren; also rief ich in der Redaktion an und fragte, ob das Kartoffel-Thema schon vergeben sei.

Nein.

Gut, sagte ich, ich schreibe den Artikel. Mich interessiere der Zusammenhang zwischen Schmecken und Erzählen, beides habe ja mit der Zunge zu tun. Der Redakteur stutzte, nannte aber dann das Honorar, und weil ich einen Moment, überrascht von der Höhe der Summe, schwieg, was er als Zögern mißdeutete, fügte er hinzu, ich könne auch Reisen für Recherchen abrechnen.

Gut, sagte ich.

Noch am selben Tag bestellte ich mir in der Staatsbibliothek fünf Bücher und begann zu lesen: über die Geschichte, über den Nährwert der Kartoffel, über Anbaumethoden und Kochrezepte. Ich verlor mich in immer abgelegene Gebiete: die Kartoffel in Irland, Indonesien und auf der Insel Tristan da Cunha. Ich verzettelte mich lustvoll in der Namenskunde, Grüblingsbaum, Tartuffel, Erdapfel, Grumbeere, und sagte mir schließlich, es sei sinnvoller, zunächst mit jemandem zu reden, der die Kartoffelforschung überblickte, mit einem Historiker oder einem Ernährungswissenschaftler.

Am Abend rief ich Kubin an, der nach der Vereinigung von Hamburg nach Berlin gezogen war und sich dort – nach vierjähriger Tätigkeit bei der Treuhand – als Unternehmensberater selbständig gemacht hatte. Kubin kochte nicht nur gut, er schrieb in seiner Freizeit auch an einem Buch über die italienische Volksküche.

Warte mal, sonst brennt mir was an, sagte er und dann nach einem Augenblick, ja, er kenne sogar jemanden, der über die Kartoffel gearbeitet habe. Hier in Berlin. Die Adresse beschaff ich dir.

Am nächsten Tag flog ich für eine ganz gewöhnliche Recherche nach Berlin.

Kubin wartete vor der Lifttür, und in der kurzen Umarmung spürte ich, daß er zugenommen hatte. Er sah müde, grau, ungesund aus. Komm rein, sagte er, schön, dich zu sehen. Aber diesmal alles streng vertraulich, ich möchte nicht wieder in einem Roman auftauchen.

Er zeigte mir die Wohnung. Vier geräumige Zimmer. Ein Zimmer war leer – bis auf drei gewaltige Steineier, poliert, zwei aus Marmor, eins aus schwarzem Granit, als habe der Vogel Rock hier sein Gelege und könne

jeden Augenblick durch das angelehnte Fenster herein-
kommen.

Das Berliner Zimmer, sagte er, als Durchgang, führt
zum Schlafzimmer.

Sehr schön ruhig, hier zum Hof.

Schon, sagte er, und dennoch, ich hab in dieser Scheiß-
stadt derart unter Schlafstörungen gelitten, daß ich ein-
mal sogar in einer Besprechung, die ich geleitet habe,
eingenickt bin. Nur im Bett, nachts, konnte ich nicht
schlafen. Jetzt schlafe ich, und man könnte Kanonen ne-
ben mir abfeuern, ich wach nicht auf. Träume auch nicht
mehr. Jedenfalls wache ich morgens auf, ohne mich an
einen Traum zu erinnern. Ich leiste im Tiefschlaf Trauer-
arbeit. Und weißt du, woran das liegt, dieser besinnungs-
lose, ja unmoralische Schlaf? Es liegt allein am Bett. Vor
zwei Jahren habe ich es gekauft. Komm, ich zeig es dir.

Er führte mich in das Schlafzimmer: ein kahler Raum,
in dem außer einem Schrank und einem Bett nichts
stand. Das Bett war ein einfaches Feldbett.

Was sagst du dazu? Das ist der exakte Nachbau von
Napoleons Feldbett. Das Original kannst du im Armeemuseum von Paris sehen, allerdings sechzig Zentimeter
kürzer. Auf dem hat er auf allen seinen Feldzügen ge-
schlafen. Kurz, aber tief, wie man weiß. Nur so hat er die
ungeheuren Strapazen durchstehen können. Das Bett ist
absolut perfekt, du liegst hart und doch wirst du durch
die Spannung, wie soll ich sagen, getragen. Wie auf
dem Wasserbett, das Angela und ich uns damals zur
Hochzeit gekauft hatten. Wer hat nicht den Wunsch,
über Wasser zu gehen oder auf dem Wasser zu schlafen.
Aber dann diese Entengrütze.

Entengrütze?

Ursprünglich war das Bett fleischfarben, aber schon
nach einem Monat färbte es sich grün, Algen, erklärte

man uns, das Bett roch plötzlich wie eine Grotte, und nach weiteren zwei Monaten wie ein Karpfenteich. Wir haben es heimlich in einen Wald gebracht, sozusagen als Kleinstbiotop, und uns ein japanisches Bett gekauft, und zwar Typ Samurai, Übergröße. Darauf hatte auch die Konkubine noch Platz. Das ist, wie die Ehe, in Hamburg zurückgeblieben.

Er ging mir voran in die Küche, in der es außer einer Anrichte, einem Tisch, einem Kühlschrank, einem Gas-herd nichts weiter gab, keine dieser kupfernen Schnickschnack-Töpfe auf Borden, keine von Hopi-Indianern gehäkelten Topflappen an den Wänden. Nur eine von Andy Warhol signierte Graphik hing dort: Die Campbell-Dose. Kubin hatte schon für zwei Personen gedeckt, das Besteck, die Teller, die Gläser aus den zwanziger Jahren, entworfen von einer Bauhaus-Berühmtheit. Er nahm die Spaghetti und ließ sie wie Mikadostäbchen in das kochende Wasser fallen, kunstvoll aufgefächert.

Ich hab auch überlegt, ob ich dieses Feldbett nicht in größerer Stückzahl anfertigen lassen sollte. Bin dann aber doch von dem Gedanken abgekommen. Es gibt in Deutschland einfach keinen Markt dafür. Die Konservativen sind zu provinziell, und den Linken fehlt, anders als ihren Genossen in Frankreich, jegliches Faible für militärische Dinge.

Von der Küchendecke hing eine Lampe, der Schirm aus weißem Glas, darauf schwarze scherenschnittartige Figuren, Elfen und Kinder, die mit Keschern einem weiblichen Wesen mit Schmetterlingsflügeln nachliefen. Ja, sagte Kubin, der meinen Blick bemerkt hatte, die Lampe hab ich in Wien auf dem Naschmarkt gefunden. Es geht, wie du siehst, um die Flügel.

Eine Fee?

Vielleicht, vielleicht auch eine Nike. Jedenfalls wollen

die ihr an die Flügel. Ist dir mal aufgefallen, wie die Franzosen allein durch Steinmasse eine katastrophale Niederlage in einen Sieg umgewandelt haben? Du mußt dir nur den Arc de Triomphe ansehen. Die Namen aller Schlachten sind in den Bogen graviert. Niederlagen wie Siege, und so überwölbt dieser gigantische Steinbogen sogar Katastrophen wie Leipzig und Moskau. Beim Anblick des Arc de Triomphe kommt doch niemand auf den Gedanken, Napoleon habe entscheidende Schlachten oder sogar den Krieg verloren. Das ist Ästhetik, verstehst du, man sieht die Dinge anders, darum gehts doch. Kubin goß Olivenöl in eine Kasserolle, erwärmte es, schüttete aus einem Glas den Pesto dazu, sagte, frische Pinoli, das ist wichtig. Er holte eine Packpapiertüte vom Bord – Halt die Hand auf – und schüttete mir ein paar Pinienkerne in die Hand. Wie kommst du ausgerechnet auf diesen Proleten unter den Gemüsen?

Aus eben dem Grund.

Kubin zog aus dem Weinregal vorsichtig eine Flasche Rotwein, entkorkte sie, roch an dem Korken, schenkte mir ein Glas ein, sagte: Na, rate mal.

Ich schmeckte, schwer zu sagen, sagte ich, Italien, Montepulciano? Aber aus den Abruzzen! Schätze: ein 93er, ein guter Jahrgang.

Donnerwetter, sagte er.

Nein, sagte ich in seine staunenden Augen, ich hab das Etikett gesehen.

Kubin trank, schmatzte vorsichtig, sagte: Emidio Pepe, und dann rührte er den Pesto in der heißen Kasserolle um. Kartoffel, nee, ich gehöre zur Nudelfraktion.

Ich hab mich mal in eine Kartoffel verliebt.

Kubin fragte lauernd: Was für ne Sorte?

Eine Studentin. Es war auf einem Studentenfashing. Da tanzte ein Mädchen, sie tanzte exzessiv, aber eben als

Frühkartoffel, ein zartes Hellbraun, etwas rosig, als Clivia. Ihr Lieblingsessen: Pellkartoffeln mit Schnittlauchquark. Darum also dieser zartblasse Teint. Sie hatte ein paar grüne Sommersprossen auf der Nase. Sommersprossen sind die winzigen Fenster in der Haut, sagte ich, um im grauen deutschen Nifflheim mehr Sonne aufzunehmen. So wird Rachitis verhindert. Hoffentlich reichen meine dafür aus. Ich habe nur auf der Nase Sommersprossen.

Na, fragte Kubin, und stimmte das?

Weiß nicht. Sie trug ja ein rundes Drahtgestell, gespannt mit einem rötlich-braunen Stoff. Sie zog mich – ich war als Don Quichotte gekommen – auf die Tanzfläche. Es war eine unbeschreibliche Nacht, das einzige Faschingsfest, das ich als nicht langweilig in Erinnerung habe. Lag vielleicht auch daran, daß ich ihr nicht näher kommen konnte. Was an dieser wunderschönen Frühkartoffel-Bespannung lag.

Und dann?

Sie verschwand gegen Morgen, wie Aschenputtel. Ich habe sie nie wiedergesehen. Manchmal, wenn ich die zarte Haut einer Frühkartoffel sehe, überfällt mich ihr Bild, und ich verzehre die Kartoffel in einem Erinnerungsrausch.

Gut, sagte Kubin, das ist ein Grund, darüber zu schreiben.

Weißt du, was »roter Baum« bedeutet?

Rotbuche?

Nein, glaube ich nicht, ich denke, daß es vielleicht eine Kartoffelsorte ist. Waren die letzten Worte von einem Onkel, der die unterschiedlichen Sorten so schmecken konnte wie du die Weinlagen.

Der hätte mir gefallen. Frag diesen Kartoffelforscher, sagte er. Ich hab den Mann mal vor gut einem Jahr auf

einer Party kennengelernt. Ein Agrarwissenschaftler, war in der DDR-Akademie, wurde dann abgewickelt. Einer von den gut dreißigtausend, die in irgendwelchen baufälligen Instituten herumhockten und vor sich hin forschten, über so aparte Dinge wie die Geschichte der Sonnenschreiber, oder sie erstellten die Grammatik des Altusbekischen, zählten die Steine der Ruinen von Theben. Wenn sie nicht damit beschäftigt waren, Berichte übereinander zu schreiben. Rogler hieß er. Ein ruhiger Typ mit einem erträglichen sächsischen Dialekt, der sich mit dem berlinerischen amalgamiert hatte. Kubin trank von dem Rotwein, er schlürfte, er schmatzte, er sagte: ahh. Das Sächsische kam erst zum Vorschein, als er auf die Kartoffel zu sprechen kam. Da legte er los, das reine Pflingstwunder: Die Kartoffel, Nährwert, Wortbildung, Ausbreitung, was weiß ich, der war nicht mehr zu bremsen.

Das ist genau der Mann, den ich suche.

Kubin ließ mich vom Pesto kosten. Na? Ganz einfach, aber wie, und er schmatzte abermals zart in die Luft. Mir kannst du mit der Kartoffel gestohlen bleiben.

Hast du die Adresse von dem Mann?

Nein. Aber du kannst Rosenow fragen, auch ein abgewickelter Akademiemitarbeiter. Mit dem hab ich zu tun, der verdient sich ein paar Mark als Berater bei einer Immobilienfirma. Ich hab dir seine Telefonnummer aufgeschrieben. Er zeigte auf den Tisch, wo neben der Serviette ein Zettel lag, ging zur Anrichte, holte ein Sieb, goß darin die Spaghetti ab und vermischte sie dann mit einem hölzernen Greifer in der Schüssel mit dem warmen Pesto.

Roter Baum, klingt nicht gerade nach Kartoffel.

Gibt die sonderbarsten Namen.

Woran ist der Onkel gestorben?

Lungenkrebs. Rauchte vierzig Zigaretten am Tag, mindestens, er rauchte noch im Krankenhaus, spuckte Blut, aber er rauchte heimlich weiter, auf der Toilette. Und dann starb er, und seine letzten Worte waren: Roter Baum.

Frag diesen Rogler, sagte Kubin und füllte die Spaghetti auf. Kannst mir sagen, was du willst, die Italiener wissen schon, warum sie die Kartoffel allenfalls als Beilage anbieten. Dagegen die Tomaten. Dürfen natürlich nicht diese holländischen Treibhausbomber sein. Ich kaufe die Tomaten von einem Italiener, der zieht sie hier in Berlin, in einem Schrebergarten, holt sich den Mist von der Polizeireitschule.

Den Rest des Abends schimpfte er auf Berlin und die Berliner, vor allem auf dieses Bemühen, immer schlagfertig und witzig zu sein, also die Berliner Schnauze, die ginge ihm auf den Keks. Und er erzählte mir von Angela, seiner ehemaligen Frau, die eben zum drittenmal geheiratet hatte. Diesmal einen amerikanischen Botaniker, der sich auf arktische Flechten spezialisiert hat und jetzt in Berlin einen Job sucht, was, wie du dir denken kannst, nicht so einfach ist, denn es gibt im Osten wie im Westen jede Menge Flechtenspezialisten, die einen Job suchen. Ein Mann, ich hab ihn gesehen, wie ein Flughörnchen, das sind diese Tierchen, die von Baum zu Baum springen und dabei mit dem Schwanz steuern. Kubin redete, und ein paar Spaghetti schlabberten ihm aus dem Mund. Er schlürfte den italienischen Rotwein, wischte den fettigen Glasrand mit der Serviette ab und sagte, ich bin gespannt, ob sie auch bei diesem Botaniker mit ihrer Spirale um eine Schwangerschaft herumkommt. Ein echter Honigbeutel.

Wieso Honigbeutel?

Kubin nahm einen kräftigen Schluck, guckte gedan-

kenverloren auf den Teller, dann rollte er die letzten Spaghetti um die Gabel, Honigbeutel, das sind Tierchen, die ihre Weibchen durch Massenbesamung befruchten, regelrecht mit Samen einschwemmen. Sie stellen, auf den Hinterbeinen sitzend, kokett ihre Hoden zur Schau, Hoden von einer erstaunlichen Größe, die locken die Weibchen dann an.

Stört es dich, wenn ich rauche? Ich zeigte ihm vorsichtshalber mein Etui mit den drei Zigarren.

Rauchst du wieder? Nur zu, Rauch, was das Auge hält, sagte er und trank, diesmal ohne zu schmecken, einen weiteren kräftigen Schluck. Er schüttelte nachdenklich den Kopf. Die Hoden haben eine erstaunliche Größe, das mußt du dir vorstellen, die machen fünf Prozent des Körpergewichts eines Honigbeutlers aus. Auf uns übertragen würde das bedeuten, deine Hoden wären vier Kilogramm schwer.

Hast du den Biologen denn mal nackt gesehen?

Kubin sah mich überrascht an, er bekam einen mokanten Zug um den Mund. Meine Güte, sagte er, einem derart schlichten Realismus hängst du doch hoffentlich nicht mehr an. Auch der Honigbeutel stimmt noch nicht, nein, Angelas Botaniker ähnelt einem dieser kupierten Wasserdingos. Aber da hatte Kubin schon so viel getrunken, daß er mir nicht mehr erklären konnte, was ein kupierter Wasserdingo ist.

Der Reichstag, verhüllt

Unten, vor dem Haus, wartete schon das Taxi, oben auf dem Balkon stand, einen Südwester auf dem Kopf, Kubb und brüllte: Mast- und Schotbruch!

Er lehnte sich weit über die Balkonbrüstung, bedrohlich weit. Vorsicht! rief ich hinauf.

Er aber sang in die nächtlichen Sturmböen: Fünfzehn Mann auf des toten Mannes Kiste, joho, und ne Buddel voll Rum.

Der Taxifahrer fragte: Ist der Kapitän?

Nein. Unternehmensberater. Aber sein Großvater war Kapitän. So habe ich ihn noch nie erlebt. Bisher sang er, wenn er betrunken war, irische Volkslieder.

Wohin wollen Sie?

Zum Reichstag.

Ach, sagte der Fahrer, die Verpackung, machen Sie sich keine Illusionen, nachts ist da nicht viel zu sehen. Immerhin, es belebt das Geschäft. Hotels und Pensionen voll, na ja, und seit zwei Tagen läuft auch das Taxi-geschäft.

Ist das sonst so schlecht?

Er nickte mit dem kahlen Schädel, blickte in den Spiegel. Aber ich konnte seine Augen nicht sehen. Er trug, obwohl es Nacht war, eine Sonnenbrille, Modell Fliegerbrille, dreißiger Jahre, goldeloxiertes Gestell.

Seit der Wiedervereinigung steht man im Stau. Überall Baustellen, Umleitungen, Einbahnstraßen, wo gestern keine waren. Das geht so weit, daß wir jetzt auf dem Potsdamer Platz einen See haben. Eine riesige Bau-

grube, mit Schwimmbagger, Schuten und zwei Schlep-
pern.

Es rumpelte. Wir fahren über eine Behelfsbrücke.

Wenn es da an Bord einer Schute zu ner Meuterei kommt, ist das Seegericht zuständig. Nee, seit der Vereinigung gibts hier einen unglaublichen Aggressionsstau. Ich bin vor zwanzig Jahren nach Berlin gekommen, wollte nicht zum Bund. War damals ein Sammelpunkt für Aussteiger und Querköpfe. Ein Sozialbiotop, ummauert, gut bewacht. Jetzt kommen all die Jungs her, die ne schnelle Mark machen wollen. Ich überleg mir, ob ich nicht weggeh.

Und wohin?

Köln oder Hamburg.

Der Wagen wurde von Windböen geschüttelt. Einige Regenspritzer auf der Windschutzscheibe. Er stellte den Scheibenwischer an.

Was machen Sie, wenn Sie nicht Taxi fahren, ich meine beruflich?

Fragen viele. Denken, ich bin einer der promovierten Taxifahrer. Nee. Ich hab den Führerschein, den Taxischein und sechs Semester Romanistik, das ist alles. Wenn ich nicht Taxi fahr, mach ich nix, außer Lesen, Kino, Musik hören. Und Reisen, Afrika, Sahara. Hab mal einen kleinen Reiseführer über die Sahara geschrieben, als die noch nicht so in Mode war, ist aber längst vergriffen. Da ist schon die Absperrung, sagte er, von dort aus müssen Sie laufen. Ich kann Sie rumfahren, bringt für Sie aber nicht viel, nur nen höheren Fahrpreis.

Einen Moment überlegte ich, ob ich mich nicht einfach in die Pension weiterfahren lassen sollte. Aber ich war neugierig, wie weit inzwischen der Reichstag verhüllt war. Also zahlte ich und stieg aus.

Kalt war der Wind, und ein feiner Sprühregen hatte

eingesetzt. Ich hatte dem Wetterbericht gestern abend geglaubt und aus Bequemlichkeit den Regenmantel zu Hause gelassen. In dem dünnen Seidenjackett, das ich mir in München während der Hitzewelle gekauft hatte, fror ich jetzt ganz erbärmlich.

Das *Brandenburger Tor* lag da, als leuchte es aus sich heraus. Ein paar Fußgänger waren unterwegs, in Regenmäntel oder Capes gehüllt. Ein Auto kam, fuhr zur Absperrung und hielt. Ein Auto mit einem italienischen Nummernschild, ein Lancia. Von meinem feuchten Seidenjackett ging ein eigentümlicher Geruch aus, fremd, nicht zu vergleichen mit Wolle, die so beruhigend nach nassem Schaf riecht, oder dem Strohgeruch, der von nasser Baumwolle ausgeht. Der Geruch jedoch, den meine Jacke verströmte, erinnerte mich an Schleim, ja, an ein Drüsensekret, es roch geradezu gallertartig. Ich überquerte die *Straße des 17. Juni*. Der Lancia drehte vor dem Absperrgitter um und kam mir mit aufgeblendeten Scheinwerfern entgegen, bremste, der Fahrer rief mir etwas zu. Ich ging zum Wagen, sagte sofort in das heruntergedrehte Fenster: Ich bin fremd. Sono straniero.

Ahh, Lei parla italiano.

Solamente un poco.

Er redete italienisch auf mich ein. Ich verstand lediglich etwas von Messe und einer Nachtfahrt. Und da er merkte, daß ich ihn nicht richtig verstand, wechselte er ins Deutsche und sprach es gut, wenn auch mit einem starken Akzent, erzählte, daß er von einer Mustermesse komme. Hier in Berlin. Lederbekleidung. Nix davon gelesen?

Nein, sagte ich, ich bin heute erst angekommen.

Er erzählte, er habe einen Restposten Lederjacken. Zwei Stück. Ausstellungsstücke. Er muß nach Mailand, heute nacht. Warum die Jacken wieder mitnehmen? Er